

# Das Sonntagsblatt.

---

Nro. 119.

Sonntag den 10. April 1809

Ueber den Unterschied

zwischen

Verändern und Verbessern.

Die Sehnsucht nach Veränderung ist eine so herrschende und mächtige Neigung, daß man sie für einen Grundzug der menschlichen Natur halten kann. Viele Schriftsteller haben versucht diesen Hang für eine angestammte, böse Neigung zu erklären. Es wäre aber ungerecht, eine Neigung zu verdammen, die mit dem Vorzüglichsten und Edelsten in uns gleichsam verwachsen ist, die zu Allem, was von jeher gethan worden, die erste Anregung gab, und, uns vom Schlendrian und von der Schlaffsucht aufweckend, anreißt und spornet in jeder Bahn der Erkenntniß rastlos vorwärts zu dringen.

C c

Wenn auch der Hang nach Veränderung von Unzufriedenheit, und diese von Beschränkung zeugt, so ist er dagegen auch der sichtbarste Beweis des unermüdligen Strebens, die Grenzen unsers Denkens ewig zu erweitern, und uns so einer Vervollkommnung anzunähern, von der die größten Köpfe, besangen vom Zeitgeiste, nur schwache Ahnungen haben können. Generationen sterben aus, Reiche werden zerstört, Nationen mit ihren Gesetzen und Gebräuchen gehen unter, aber das Menschengeschlecht schreitet in seiner Entwicklung fort, und selbst die Barbarey oder Ohnmacht, die oft Jahrhunderte hindurch ganze Welttheile gefesselt hält, löst sich in regsamere, vielseitigere Thätigkeit, in ein erweitertes, größeres Leben auf; als wenn das Menschengeschlecht, gleich dem Boden, Ruhe bedürfe, um mit verjüngter Kraft neue Blüthen und Früchte zu treiben.

Mit Recht erkennen wir daher diesen Hang, unsere Umgebung zu verändern, etwas Neues hervorzubringen, ja uns selbst umzuschaffen, für den Wecker des Lebens, und für die Triebfeder der Welt an; aber was für das Allgemeine zweckmäßig und nothwendig ist, kann im Einzelnen tadelnswürdig und ungereimt seyn.

In den Plan der Welt passen der Blödsinnige und der Bösewicht eben so gut als der Weise, aber in unsern Augen sind sie himmelweit verschieden. Dem Menschen ist es nicht gegeben, in das verborgene All zu schauen, und keine Hand leitet uns durch das dunkle Labyrinth der Welten. Die wahre Philosophie enthält sich daher des vergeblichen Grübelns über den Ursprung, den innern Zusammenhang, und die Bestimmung der Welt, und begnügt sich, die Regeln und Gesetze aufzustellen, auf welche alles Denken und Handeln der Menschen, wenn es sich nicht selbst widersprechen soll, zurückzuführen ist. Darum ist jedes Vorgeben bloß kosmopolitischer Ansichten, in so fern sie sich nicht auf die Vernunft oder das moralische Gefühl hinleiten lassen, entweder Betrug oder Chimäre, und das Bestreben, den unsichtbaren Weltgeist erfassen zu wollen, ein eitel thörichter Wahn.

Aus diesem Gesichtspunct betrachtet, erscheint der Hang zur Veränderung als eine Neigung, die an sich weder gut noch böse ist, aber ohne verständige Leitung nachtheilig und sogar verderblich werden kann. Je feiner und schärfer die Sinne und der Geist bey einem Volke sich entwickeln, desto unbefriedigter und begehrt

samer wird das menschliche Herz, und eine Unruhe, ein Verlangen und Sehnen nach unbekanntem Dingen verbreitet sich über alle Stände und Alter.

Dies unruhige Sehnen erhält verschiedene Nahmen, je nach dem Gegenstand, auf den es sich bezieht. In Hinsicht politischer Gegenstände nennt man es Neuerungsucht, die bisweilen durch gewaltsamen Widerstand, und den Drang der Selbsterhaltung, bis zum Revolutionsgeist angefaßt werden kann. Gefährlich und umsonst ist es, wie die Erfahrung zeigt, diese Sucht nach Neuerungen durch Gewaltmittel tilgen, oder durch Festhalten am herkömmlichen Schlandrian, unterdrücken zu wollen. Der immer fortschreitende Zeitgeist erfordert allmältige, heilsame Veränderungen, so wie der erwachsene Mann nicht mehr in das Röckchen des Kindes hinein zu zwingen ist. Das beste Heilmittel gegen diese schädliche Sucht ist, durch die öffentliche Stimme, das heißt, durch die Schriftsteller zu wirken, aber nur durch solche, die in ihren Schriften Mäßigung, einen hellen Geist, und Liebe zur Ordnung bewiesen haben.

Der Gang zur Veränderung erscheint in der mannigfachsten Gestalt, und wird modificirt durch das Geschlecht, den Stand, den Grad der Geistesbildung, und durch andere zufällige Bestimmungen. Bey den Weibern artet er fast durchgängig in Gefallsucht und Coquetterie aus, wie seltsam er sich auch verhalten mag. Es ist auffallend, daß bey allem, was die Weiber sagen, schreiben, oder thun, es mag noch so geistig und überirdisch klingen, doch die Liebe, oder etwas dem Aehnliches im Hinterhalte lauert. Die Klagen über das drückende Einerley des Lebens, über Beeinträchtigung und Zurücksetzung des weiblichen Geschlechtes, so wie über die zunehmende Frivolität und Gefühllosigkeit der Männer; alle diese Beschwerden, die man so häufig aus dem Munde der Frauen hört, sprechen alle nur den geheimen Wunsch aus, geliebt zu seyn, und zu lieben. Es ist übrigens eine ungegründete Beschuldigung, wenn man die Weiber im Allgemeinen veränderlich schilt. Die Erfahrung lehrt, daß in den meisten Fällen die Untreue vom Manne ausgeht, auch ist diese leicht aus der Natur der Sache zu erklären. Für den Mann ist die Liebe ein Genuß, für das Weib ist sie Bestimmung und Geschäft ihres Lebens. Die weibliche Ge-

fallsucht ist oft nur eine Vorübung und Art von Nothwehr gegen voranzuziehende Ereignisse; — und wessen ist die Schuld, wenn die mehr als einmal verlassene Geliebte endlich zur Coquette wird? Es dünkt uns einleuchtend zu seyn, daß die Weiber bey jeder Untreue nur zu verlieren, und nie zu gewinnen haben, denn im Grund ist nur der zuerst Beglückte, der wirklich Glückliche, und die fesselnde Dankbarkeit der ersten Liebe, die alles als ein Geschenk annimmt, macht bey einem späteren Verhältniß, dem lockern Bande der Convenienz, dem kalten Interesse, oder der bald übersättigten Sinnlichkeit Platz.

Ueberhaupt kann man als Grundregel aufstellen, daß jede Veränderung, die keine Verbesserung ist, nothwendig nachtheilig ausfallen muß. Es ist ein Grundgesetz in der physischen sowohl als geistigen Natur, daß es nirgends einen Stillstand gibt, so daß, was nicht höher steigt, herabsinkt. Demungeachtet thut der Mensch so vieles ohne eine Absicht dabey zu haben, und als wenn es von keinem Einfluß und keiner Bedeutung wäre. Es gibt zwar so wichtige Schattengestalten, daß die größte Veränderung in ihrer Umgebung, z. B. eine Reise um die Welt, keinen merklichen Eindruck in ih-

rem Innern zurückläßt. Je kräftiger aber die Anlage eines Menschen, und je feiner seine Empfänglichkeit ist, in desto engerer Wechselwirkung steht sein Inneres mit seiner Außenwelt, und um so tiefer berührt ihn das Neue was am Flachkopf flüchtig vorüber streift.

Junge Leute sind in der Regel mit allem unzufrieden, nur nicht mit sich selbst, daher ist ihnen jede Veränderung willkommen, und jedes Neue scheint ihnen das Rechte zu seyn. Ihre unruhig bewegte Phantasie maßt ihnen die Gestalten des Lebens viel größer und glänzender als die karge Erfahrung sie ihnen zeigt, und das lebhafteste Jugendgefühl, das sein Begehren für wirkliche Kraft hält, findet sich zurückgesetzt und beleidigt, daß Niemand Rücksicht darauf nimmt, und alles ungestört seinen alten Gang fortgeht. Junge Leute von einigem Talent halten sich alle für Genies und wollen nichts weniger als die Welt reformiren. Dieser unbestimmte Drang sich wirksam zu erweisen, steht mit dem noch stärkern Hang so viel als möglich zu fühlen, und zu genießen, im Widerspruch, beyde aber führen vereint zu der Sucht, den Ort, die Verhältnisse, den Stand so oft als möglich zu verändern, als wenn durch diesen Wechsel die innere Lee-

re ausgefüllt, oder die Unruhe gedämpft werden könnte, die in einem ungemessnen, ungezügeltten Verlangen ihren Ursprung hat.

Die meisten Unzufriedenen und sogenannten Unglücklichen erregen mehr unsern Unwillen, als unsere Theilnahme, da ihre Lage sie keineswegs dazu zu berechtigen scheint, sondern im Gegentheil oft sehr günstig, und sogar beneidenswertig ausieht. Betrachten wir sie aber näher, so finden wir ihr Unglück darum nicht weniger wirklich, indem es, unabhängig von Außen, in ihrem Innern seinen Sitz hat. Der Mangel an Gleichgewicht zwischen den Kräften eines Menschen, so wie das Mißverhältniß der Kraft überhaupt zu den äußern Mitteln, reichen allein schon hin, eine fortdauernde Unbehaglichkeit zu erzeugen, die endlich in ein peinliches Gefühl und in Lebensüberdruß übergehen kann. Die heutige Erziehung, und noch mehr die neueren, mehr romanhaften als romantischen Ansichten des Lebens sind ganz geeignet, die Jugend früh zu verwöhnen, und noch in der Blüthenzeit des Lebens ihrem Geist eine schiefe und einseitige Richtung zu geben. Die niedern Stände werden nur zur Handarbeit aufgezogen, weshalb sie zu allem, was eigenes Denken erfordert, untauglich sind. Bey

der Erziehung der höhern Stände aber ist ein zweyfacher Mißbrauch auffallend. Diejenigen, die man für den gelehrten Stand bestimmt, werden mit Namen, Zahlen, Thatsachen, und fremden Ideen so überladen, daß sie für das Leben unbrauchbar, und in der Literatur kaum zu Handlangern gut genug sind. Was nützt es, wenn jemand bey einem eintretenden Fall die besten Gedanken des Cicero, Horaz, oder Seneca auswendig weiß, aber eine Albernheit vorbringt, wenn er um seine eigene Meinung gefragt wird? Jede Kraft, physische oder geistige, trägt nur so und so viel, und es wird ein außerordentlicher Kopf dazu erfordert, um seine Eigenheit unter einem Schwall von Gelehrsamkeit aufrecht zu erhalten.

Ein zweyter Mißbrauch ist der spielende Unterricht, und die frühzeitige ungeordnete Lectüre, der sich junge Leute ohne Zweck und Plan zu überlassen pflegen. Besonders führt das Lesen der Dichter zu einer Zeit, wo der Verstand noch unreif und wenig geübt ist, zur Phantasterey, und reizt die Sinnlichkeit aus ihrem wohlthätigen Schlafe auf. Die Phantasterey, diese Modkrankheit unserer Zeit, geht unmittelbar aus der ungleichen Übung, und der vernachlässigung unserer höheren Kräfte hervor. Wir trau-

men mehr, als wir fühlen, wir fühlen mehr als wir denken, und wir denken lieber statt zu handeln. Die Gründe dieser so verkehrten Art zu seyn, liegen sehr tief in den Einrichtungen der modernen Welt. Den vollständigsten und auffallendsten Contrast damit stellt die Geschichte der Römer, und noch mehr die der Griechen in ihrer schönsten Zeit uns zur Belehrung auf.

Betrachten wir dagegen als seltenes Gegenstück das unwandelbare Leben ruhiger Menschen, so bemerken wir zuerst, daß eine gewisse Zufriedenheit über ihr ganzes Wesen ausgebreitet ist. Wer dreyßig Jahre hindurch dasselbe Haus bewohnt, beynabe dieselben Möbeln gebraucht hat, und sein erstes Geschäft noch ungestört fortsetzt, ist, bey übrigens gleichen Verhältnissen, schon allein dadurch glücklicher, als wer in dieser Zeit Europa durchwandert, fremde Palläste besucht, und in den verschiedensten Geschäften sich herumgetrieben hat. Nur durch unsere Empfindungen sind wir glücklich. Alles was den Menschen umgibt, was er täglich sieht, und anhaltend treibt, umschließt ihn mit Armen der Liebe, er lebt darin, und fühlt sein Daseyn festgehalten und erweitert. Aus dieser süßen Gewöhnung, aus einer traulichen Anhänglichkeit an das Alte, Bekannte, Zugehörige ge-

hen die schönsten, menschlichsten Gefühle hervor. Selbst die Vaterlandsliebe hat bisweilen keinen gültigeren Grund, als unsere Vorliebe für den Boden, auf dem wir zuerst das Licht der Welt erblickt, und unsere frohe Kinderzeit durchspielt haben. Man hört zwar oft behaupten, nur in der Hoffnung fühle der Mensch sich froh und glücklich; aber jedes dauerhafte Glück gründet sich auf ein wirkliches Gut, auf ein Besizthum, und nur wer sich mit Ruhe über seine gegenwärtige Lage einer freudigen Hoffnung überlassen kann, genießt zugleich der Gegenwart und der Zukunft. Daher sind Glücksritter und Abenteurer trotz dem Flitzterglanz, der sie bisweilen umgibt, immer unglücklich, denn Uebermuth ist nicht Zuversicht und Leichtfertigkeit kein Wohlbehagen. Schwerlich wandert jemand nach Amerika aus, der noch etwas in seinem Vaterland zu gewinnen, oder zu verlieren hat; wie viele unserer Veränderungen, nach denen wir so begierig haschen, sind aber noch gewagter und schwieriger, und am Ende der neuen Bahn finden wir kein Amerika.

Besonders ist der oft so leichtsinnig gewagte Uebergang von einem Stand zum andern mit großer Beschwerde und Gefahr verbunden. Wenn man bedenkt, wie viel weniger Anstrengung es kostet, sich bey einem schon bekannten

Geschäft zu vervollkommen, und dadurch weiter zu bringen, als es braucht, um sich in einen neuen Geschäftskreis einzuwerfen, und die demselben eigenen Geschicklichkeiten zu erwerben; so erstaunt man, wie Männer von geseßtem Alter einen so bedenklichen Schritt oft ohne Noth thun können. Der Grund dieser Wagniß liegt nicht sowohl in dem verführerischen Glanz, den alles Fremde uns von Ferne zeigt, als in dem Irrwahn sich für vielseitig ausgebildet, und wohl gar für einen universellen Kopf zu halten. Dieser Irrthum ist um so lächerlicher, da unsere einseitige Erziehung, und unser bloß häusliches Leben weit günstiger sind, ein isolirtes Talent zu erzeugen und auszubilden, als ein Genie zur Reife zu bringen. In der That lehrt die Erfahrung, daß die M a n i e r den Charakter der modernen Bildung ausmacht, und daß die meisten in den Künsten und Wissenschaften ausgezeichneten Köpfe sich mit einer einzigen Idee getragen, oder doch nur ein kleines Feld im unermesslichen Gebiet des Wahren und Schönen angebauet haben. Man kann es vielmehr als das Kennzeichen eines guten Kopfs aufstellen, daß er seine Grenzen kennt und nicht überschreitet, so wie ein unruhig umherschweifender Trieb nach Thätigkeit von tränkender Phantasia-

sterey zeugt, die entweder Mißgeburten erschafft, oder sich in matte Nachahmung verliert.

Untersucht man, woher die in unserer Zeit eben so seltene als beglückende Gleichmüthigkeit und Ruhe des Geistes entspringt, so finden wir, daß sie sich auf ganz verschiedene Gründe zurückführen läßt. Bey einigen rührt sie von einem phlegmatischen Temperament her, das von einer Trägheit des Geistes begleitet zu seyn pflegt. Solche Menschen sind darum keineswegs albern, sondern bloß schwerer in Bewegung zu setzen, sie denken wenig, aber desto richtiger, und obgleich geschworne Feinde jeder unnöthigen Veränderung, so sind sie doch fähiger, im Fall der Noth, einen Entschluß zu fassen, und ihn mit Stetigkeit auszuführen, als diese beweglichen, quecksilbernen Köpfe, die nur Beschlüsse fassen, um sie mit neuen Planen zu vertauschen.

Weit schätzbarer als diese Phlegmatiker sind diejenigen, deren Ruhe im Gemüth entspringt, und in der Beständigkeit ihrer Neigungen begründet ist. Es gibt Menschen, die nur einmal lieben, aber für ihr ganzes Leben. Mit Recht kann man sie die schönen Seelen heißen, denn das Beschäftigtseyn mit demselben Gegenstand erhöht ihr Gefühl, und verwahrt

sie vor so vielen verführerischen Eindrücken, denen Andere unterliegen, oder kaum entgehen. Erfreulich ist es, zu sehen, wie aus einer herrschenden, wohlthätigen Neigung, z. B. Liebe oder Freundschaft, so viele andere Tugenden sich entwickeln. Der Liebende, oder der Freund ist zugleich gerecht, mitleidig, hilffreich und aufopfernd. Eingehüllt in eine anmuthige weibliche Gestalt wirkt ein solches reines, liebendes Gemüth besonders wohlthätig, und gleichsam wie ein Schutzengel auf die übrigen Erdenkinder. Bey einem Manne artet diese weiche, auf einen Gegenstand sich beschränkende Fühlbarkeit beynah in Weiblichkeit aus, und macht ihn unfähig, irgend eine bedeutende Rolle im Leben zu spielen.

Die dritte Classe besteht aus den tiefen Denkern, die nur mit dem Geist und in ihrer eigenen Gedankenwelt leben. Wir brauchen hier nur den Archimedes als Beyspiel anzuführen, der bey dem Eindringen des Feindes in sein Zimmer keine andere Furcht hatte, als daß man seine mathematischen Figuren verwischen möchte. Dergleichen seltene Männer sind mehr als geistige Erscheinungen zum Wohl der Menschheit, denn als wirkliche, des Lebens sich freuende, Menschen anzusehen.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß gerade die veränderlichsten Menschen damit aufhören, sich an ein lebendiges oder lebloses Spielzeug zu hängen. Ein rastloser Reisender kommt endlich dahin, daß er nichts thut, als Muscheln oder Schmetterlinge sammeln, ein verlebter Stutzer spielt wenigstens jeden Abend Trictrac oder Mariage, und eine Coquette verschenkt endlich ihr flatterhaftes Herz auf den Rest ihrer Tage an einen Bologneser oder einer Cyperkaze.

Unter die beliebtesten aber meistens unglücklichsten Veränderungen gehören diejenigen, welche Schriftsteller an einem Theile ihres Selbsts, nämlich, an ihren Schriften vorzunehmen pflegen. Besonders hier ist der schon angeführte Satz wahr: daß jede Veränderung, die etwas nicht besser macht, es verschlimmert. Man sollte nicht glauben, daß Männer von Geist und Einsicht fähig wären, ohne ihren Ruhm zu bedenken, sich an ihren eigenen Werken, ja, an den gelungensten, lebendigsten Kinder ihres Genius zu vergreifen. Jedes geistreiche Jugendwerk ist so eigenthümlich, und wie aus einem Guß, daß es sich nicht mit späteren Veränderungen oder Zusätzen vertragen kann. Selbst die Fehler eines Jugendwerkes sind so innig mit seinen Vorzügen durchwebt,

daß jedes Verwischen derselben eben so unangenehm auf uns wirkt, als wenn man an einem geliebten Gegenstand ein kleines Maal das wir selbst liebgewonnen haben, uns wegnehmen wollte. Freylich sieht der reifere Schriftsteller an seinem frühern Werke eine Menge von Mängeln und Unvollkommenheiten, die ihm bey dem Entwerfen derselben verborgen blieben, aber er kann ihm nur ne hmen, und nichts Gleichartiges geben; denn jede Veränderung wird das Gepräge der spätern Zeit unverkennbar an sich tragen. Am wenigsten ist das Alter dazu geeignet, die Werke der Jugend zu verbessern. Der Verstand wird zwar mit den Jahren durch die Übung schärfer, aber der heitere Sinn trübt sich, die Phantasie erlischt, und selbst das Aufstreben zum Idealen verliert sich in starre Anhänglichkeit an das Wirkliche, an die bestehende Regel. Es ist bekannt daß Titian in seinem hohen Alter mehrere seiner frühern Gemählde durch Aenderung verdorben hat, und ein ähnliches Beyspiel sehen wir an einem großen Dichter unserer Zeit. Es wäre billig, daß das bedächtliche Alter die Sucht vortheilhafter zu erscheinen, und besser zu machen, der feurigen Jugend überliesse, und, ruhend unter dem Schatten des errungenen Lorbeers, an der Betrachtung desselben, was es gethan, und was es gewirkt, freudige Beruhigung und Stärkung fände. W. N.